

Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kolowratring, Fichtegasse Nr. 11.
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgeschickt.

Ankündigungs-Bureau:
Stadt, Wollzeile 20. Insetionspreis nach Tarif. Inserate
Ebermann; Wittek, Ann.-Exp. in Prag und
Brünn; J. A. Kienrich, Inserats-Exp. in Prag;
J. Blockner, J. Leopold, Jos. Schwarz, Ann.-Exp.
in Budapest; im Auslande: John F. Jones & Co.
in Paris, 21 bis, Rue de Valenciennes; Montmartre;
Rudolf Mose in Berlin, Mühlenthor, Leipzig;
Hassenstein & Vogler in Hamburg, Berlin,
Frankfurt a. M. u. Basel; Heinrich Riser,
Ann.-Exp. in Hamburg; Orell Pissel & Co. in
Zürich u. Basel; Neyraud & Sons in London;
Vertreter für Deutschland, Frankreich, England,
Italien etc.: Saarbachs News Exchange, Mainz u.
Klein a. Rh.

Abonnement für Wien:
Mit Wgl. zweimal. Zustell. ins Haus: Ganzj. K. 80.40,
monatl. K. 4.70.
Zum Abholen im Hauptpostamt Wollzeile 20 oder
Fichtegasse 11: Ganzj. K. 43.20, monatl. K. 2.60.
Einschl.: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-
mittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.
Für Deutschland } Morgen- u. Abendblatt 40 Pf.
einschl.: } allein je 30 Pf.
Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit Wgl. einmal. Postverendung: Ganzj. K. 84, halbj.
K. 42, viertelj. K. 14. Mit Wgl. zweimal. Postverendung:
Ganzj. K. 64, halbj. K. 32, viertelj. K. 10.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig:
Bei uns (Kreuzbünd.-Verendung): Deutsch-
land, Serbien K. 22, Italien, das Westpost-
vereines K. 24.
Bei den Postämtern in Deutschland
K. 11.28, Schweiz Fr. 15.05, Belgien Fr. 15.05,
Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 15.20, Serbien
Fr. 15.20, Bulgarien Fr. 15.05, Russland R. 8.00,
Griechenland (d. d. Buchh. Beck & Barth u. C. Elef-
theroudakis, Athen od. k. k. Zeitg.-Exp. in Triest) in
Europ. Türkei Fr. 14.07, Asien, Afrika K. 17.45,
Aegypten K. 16.64, Dänemark skand. K. 11.20,
Norwegen skand. K. 10.26, Holland F. 9.-,
Bei den Agenturen in Italien: Saarbach, Mail-
land, 2. Gust. Modena, Leoccher & Co., Rom Fr. 20.00,
Frankreich: Saarbach, Paris, 145, England:
St. Denis, Agents Havre, Paris Fr. 23.60; England:
Saarbach, London, 21, Bride Lane, Fleet Street, E. C.
Siegle & Co., London E. C. 119, Lendhall Street, F. 15,
1, 11, Northampton; G. E. Stecher, 25 Park Place,
G. E. Stecher, 151 - 155 West 25th St., L. A. Rosswag,
57, Second Avenue in New York, Doll. 6.40. Vertreter
für das Ausl. Ausland: Saarbachs News Exch., Mainz.
Für die an Agenten, Austräger oder Verschleuser
bezahnten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 17329.

Wien, Dienstag, den 19. November

1912.

Wien, 18. November.

Graf Berchtold hat den Federbusch nicht auf den Hut gesteckt. Das war gut. Der Minister des Aeußern braucht nicht, bekleidet mit Mantel und Schwert, eine Travourarie auf der politischen Bühne vorzutragen und das in seine Reden hineinzuwerfen, was die Franzosen bildlich Panache nennen. Das Verhalten in seinen Worten, die Mäßigung, die er sich aufzwang, und die Ruhe, die er zeigte, waren sicherere Merkmale des Gefühls für die Würde der Monarchie als die Leidenschaftlichkeit, die nur verraten würde, daß der Gleichmut der Stimmung in der Krise verloren gegangen sei. Wie leicht wäre es, das Publikum zum Aufschäumen zu bringen und den Augenblick zu beschleunigen, in dem die überreizten Nerven ganz von selbst vorwärtsdrängen und die Vernunft sich kaum noch geltend machen kann. Graf Berchtold hat das nicht getan, und das Ergebnis wird sein, daß unseren schimmigen Feinden in Serbien und in Rußland eine Waffe aus der Hand geschlagen, daß die Lüge ausgerauft wird und daß Europa und auch Bulgarien und Griechenland auf dem Balkan gegen jeden Verdacht in die Gefinnung der Monarchie und in den wahren Zweck unserer friedlichen Politik unzugänglich werden müssen. Wer zwei Millionen Soldaten ins Feld stellen kann, hat es nicht nötig, den Mund weit aufzureißen und wie ein Großsprecher ruhmredig herumzuprahlen; wer über solche Kräfte verfügt, wird sein Ansehen nur vergrößern und sein Gewicht nur verstärken, wenn er trotzdem sagt: Ich will den Frieden. Graf Berchtold konnte gerade heute eine Rede halten, deren ruhige Führung sich von der schmerzlichen Krise fast auffallend abhebt. Der Tag ist für die österreichisch-ungarische Monarchie sehr wichtig gewesen. Der Ministerpräsident Herr Pasie ist von Uesklub zurückgekehrt, und der Ministerrat hat sich in zwei Sitzungen mit der Antwort, die dem österreichisch-ungarischen Gesandten Herrn v. Ugron zu geben wäre, beschäftigt. Aber die Regierung in Belgrad schweigt, und mit jeder Stunde, die verstreicht, und mit jedem Ereignis, das die Türkei niederzwingt, wächst auch das Bedürfnis, klare Einsicht in die serbische Politik zu bekommen. Die österreichisch-ungarische Monarchie wird schwerlich noch lange auf die Antwort warten wollen.

Der Minister des Aeußern wollte nichts sagen, was dem serbischen Ministerium eine Politik der nächsten Ueberlegung erschweren könnte. Serbien weiß seit dem heutigen Tage, daß die Verhältnisse dazu drängen und nicht mehr viel Zeit zu verlieren ist. Der deutsche Gesandte Herr v. Griesinger und der italienische Geschäftsträger Minelli sind beim Ministerpräsidenten Pasie erschienen und haben die österreichisch-ungarische Politik in der albanesischen Frage unterstützt. Vielleicht hat Serbien noch immer bezweifelt, daß der Dreikund bei dieser Gelegenheit geschlossen auftreten werde; vielleicht hat es darauf gerechnet, daß sich Schwankungen zeigen. Auch diese Täuschung ist zertrümmert, und eine Mauer türmt sich zu-

nächst diplomatisch vor Serbien auf. Das Belgrader Ministerium muß an dem Tage, da die Arme der Stadt Monastir eingenommen hat und fünfzigtausend Türken sich als Gefangene ergeben haben, von der grauen Sorge gepackt und gebeugt werden, daß die Festückelung des Landes der Albanesen ein sehr schweres Unternehmen sei. Drei Großmächte wenden sich mit solcher Entschiedenheit gegen diesen Plan, und Graf Berchtold hat in den sanftesten Worten und mit einer beinahe gesuchten milden Form die künftige Selbständigkeit von Albanien wie eine unverrückbare, von Oesterreich-Ungarn zum Grundsatze erhobene Entwicklung behandelt. Allein wie lange kann es noch dauern, bis der Samthandschuh abgestreift und der entschlossene Wille unverhüllt sichtbar wird. Der Schritt der Vertreter des Dreibundes gehört zu jenen Neuzeitlichkeiten, die nach der Erfahrung früherer Zeiten andeuten, daß die Krise im rascheren Aufstiege sei. Dieser Eindruck wird durch die Meldung noch lebendiger, daß auch die Mächte der Tripelentente, daß auch Frankreich, England und Rußland ihre Ratschläge, in denen sie eine Politik der Mäßigung und Versöhnung empfehlen, heute erneuert haben. Ratschläge sind freilich weniger als die Unterstützung, welche die österreichisch-ungarische Politik beim Deutschen Reiche und bei Italien findet; Ratschläge erinnern an die freundschaftlichen Vorkellungen des russischen Kabinetts in Belgrad während der Annektionstriebe, die nur sehr langsam wirkten und trotz der Erneuerung, genau so wie jetzt, das serbische Volk mühselig zur Erkenntnis brachten, daß sie mit voller Ernsthaftigkeit gegeben worden seien. Aber die Verschiedenheit in der Sprache der Großmächte kann die eindrucksvolle Tatsache nicht aufheben, daß Europa ausnahmslos sich gegen die Politik der serbischen Regierung wendet und eine friedliche Lösung wünscht. Werden die Minister in Serbien nach der diplomatischen Vereinigung, die trotz der Zusammenhänge mit der russischen Gesellschaft auf das Land brückt, nicht doch mehr Empfänglichkeit für das Entgegenkommen der österreichisch-ungarischen Monarchie haben? Ein Beispiel der Mäßigung und Versöhnlichkeit hat Graf Berchtold in seiner Rede gegeben. Er konnte es tun, weil er wußte, daß die sich auf Albanien beziehenden Vereinbarungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien von Serbien doch nicht durchbrochen und doch nicht umgestoßen werden dürfen. Höfliche Gelassenheit kann noch immer dem Frieden nützen, aber feste Entschlüsse weder schwächen noch ändern. Serbien weiß es.

Europa ebenfalls. Wenn die österreichisch-ungarische Politik vor den Großmächten nicht bereits festgelegt wäre, würden sie dem serbischen Ministerium, das gegenwärtig über die Herrn v. Ugron zu erteilende Antwort berät, keine so gewichtigen Mitteilungen machen. Die Unterstützung des gesamten Dreibundes rückt die serbische Frage in die europäische Sphäre hinaus. Wir stehen hier vor einer diplomatischen Rundgebung, deren

Folgeschwere das Kabinett von Belgrad sogar im Siegesrausche begreifen und die auch die Ententemächte, wenn sie den Frieden wollen, dazu bewegen sollte, ihre Ratschläge für Mäßigung und Versöhnlichkeit zu unterstützen und Serbien untrügliche Gewißheit über die Politik in Petersburg zu geben. Wenn die leitenden Persönlichkeiten in Belgrad doch im stillen die Hoffnung nähren sollten, daß sie Rußland in den Krieg hineinziehen können, wenn der Gedanke, daß Serbien berechtigt sei, militärische Wechsel auf Petersburg zu ziehen, nicht vollständig erstickt wird, kann die ernste Gefahr nicht verschwinden und der Zusammenstoß über Nacht unvermeidlich werden.

Die bedenkliche Zuspitzung der Krise hat die Empfindlichkeiten in dem Streite über die Behandlung unserer Konsuln noch verschärft. Die serbische Regierung hat sich nach langem Zögern herbeigelassen, mitzuteilen, daß die österreichisch-ungarische Flagge in Prizrend nicht beleidigt worden und der Konsul Prochaska unbehelligt sei. Welche Kleinlichkeit, welcher Mangel an generösen Verkehrensformen und an der natürlichen Verbindlichkeit im Umgange, die sogar während eines Krieges ohne Uebaden beibehalten werden kann. Fürst Bismard hat der Gemahlin des Marschalls Mac Mahon über Ersuchen eines Gesandten sofort gestattet, mit einer Pflegerin sich durch die militärischen Linien an das Krankenbett ihres Gemahls zu begeben. Völkerrechtlich ist gerade diese Frage mit Klarheit und musterhaft in den Erinnerungen des amerikanischen Gesandten Washburne, der sein Land während der Belagerung von Paris bei der provisorischen Regierung der französischen Republik vertrat, dargestellt worden. Das diplomatische Korps versammelte sich unter dem Vorsitze des Munzins und verlangte, daß ihm die Möglichkeit gegeben werde, die Verbindung mit den betreffenden Kabinetten aufrechtzuerhalten. Fürst Bismard antwortete aus Versailles, daß er bereit sei, wöchentlich einen Kurier unter der Bedingung durchzulassen, daß die abgeschickten Depeschen unvergeschlossen seien und sich nicht auf den Krieg bezögen. Das diplomatische Korps behauptete, daß solche Forderungen unzulässig seien; aber der Reichskanzler beharrte auf seinem Standpunkte. Der mächtigste Staatsmann des vorigen Jahrhunderts hat mitten in einem Siegeslaufe, mit dem sich in der Geschichte nichts vergleichen läßt, gar nicht daran gedacht, die Verbindung der Diplomaten gänzlich abzuschneiden oder den Verkehr der Kuriere zu verhindern oder gar die Abreise eines Konsuls zu verbieten. Serbien hat sich außerhalb des Völkerrechts gestellt und Stimmungen hervorgerufen, die dem Frieden sehr schädlich sind. Wir gehen bewegten Tagen entgegen, und näher und näher rückt der Augenblick, in dem der Friede nur auf des Messers Schneide ruhen wird. Unterstützung des Dreibundes und Ratschläge der Ententemächte! Wäge das helfen, ehe es zu spät wird.

Die heutige Nummer enthält:

„Verkehrs- und Industrie-Zeitung“: „Elektrische Beleuchtung in Eisenbahnzügen.“ Von Hofrat Kareis.
„Die montanistische Hochschule in Krakau.“
Eine Entgegnung. Von Johann Baranski,
1. 1. Oberbergat und Reichsratsabgeordneter. Seite
23 bis 25.
Ferner:
Die 44. Fortsetzung des Romans „Das Reich“ von
Mag Ludwig. Seite 31.

Fenilleton.

Denkende Tiere.

Von Hermann Vahr.

Berlin, das für kalt, spöttisch und ungläubig gilt, ja gern damit noch prahlt, läßt sich doch nur wohl, wenn es schwärmen kann. Es ist sehr stolz auf seinen heilen Kopf, aber stets bereit, ihn zu verlieren. Es muß sich von Zeit zu Zeit immer wieder austreten. Sobald aber diese Luft, sich phantastisch aufzuregen, vertriebt ist, dann rächt es sich dafür. Es muß sich immer für einen begeistern, verzeiht ihm das dann aber nie. Man liegt dort stets entweder unter Schuldigungen oder unter Schmähungen begraben. In keiner Stadt kommt man schneller auf und in keiner ist man schneller erledigt. Ihre Hauptbeschäftigung ist einsehen und absehen. Jeden Herbst findet man sie voll neuer Bekümmertheiten; der im nächsten Frühling findet man davon keine mehr. So ging's noch jedem dort — sogar dem klugen Hans. Seit ich mich erinnern kann, hat niemand mehr Enthusiasmus

in Berlin erregt als der kluge Hans. Klein, auch Söder nicht, auch Dernburg nicht, selbst Caruso nicht. Ganze sechs Monate dauerte seine Herrlichkeit, von Juli bis Dezember 1904. Und heute? Kaum, daß man sich des Namens noch entsinnt. Der kluge Hans? Ach ja, das Pferd des Herrn v. Osten! Konnte lesen und rechnen, erkannte Farben und unterschied Töne, aber der Schwundel wurde bald entlarvt. Und man wird erstaunt sein, zu hören, daß er überhaupt noch lebt. Er steht in Elberfeld im Stall des Herrn Karl Krall, mit zwei anderen Pferden zusammen, Mohamed und Paris, die auch lesen und rechnen können, Farben erkennen, Töne unterscheiden, ihren Herrn verstehen, ja Gespräche mit ihm führen, wovon dieser nun in einem hocht merkwürdigen, anschaulichen und überzeugenden Buch berichtet.)

1904 glaubte ganz Berlin an den klugen Hans. Schilling, der Kenner der arkanischen Tierwelt, der Wochenlang mit ihm experimentierte, hat ihn „ein Wunder der Natur“ genannt und sich dafür verbürgt, daß der Hengst die deutsche Sprache versteht, rechnet, wie es etwa den Kenntnissen eines dreizehnjährigen Kindes entspricht, eine große Anzahl von Farben unterscheidet, geometrische Figuren richtig bezeichnet, Töne richtig angibt, Melodien kennt und bezeichnet und in unbeschränkter Weise auf Fragen vollkommen wie ein Mensch reagiert. Der Hengst beherrscht Addition, Multiplikation, Subtraktion und Division, rechnet mit Brüchen und Dezimalbrüchen. Er kann perfekt lesen, er kennt die Karten, den Wert der deutschen Münzen. Da ich es unternommen habe, auch in Abwesenheit seines Besitzers das Tier zu examinieren, so bin ich heute mit einer Anzahl befreundeter Gelehrter überzeugt, daß der Hengst selbständig denkt, kombiniert, Schlüsse zieht und danach handelt. Das Wort Dressur kann nur insofern hier angewandt werden, als dann auch alles menschen-

Wissen nichts als Dressur ist.“ Auch Richard Strauß und der Berliner Trisjan, Ernst Kraus, haben das Tier damals geprißt und ihm sein „absolutes Tongehör“ bejätigt. Es erkennt nicht bloß einzelne Töne, es gibt auch richtig an, aus wie vielen und aus welchen Tönen ein Akkord besteht (was nicht jeder Sängler kann). Man spielt ihm e, f und g vor und fragt es, ob das schön sei. Es schüttelt den Kopf. Man fragt weiter, welcher Ton wegzulassen sei. Es antwortet: 1. Es unterscheidet also Konjunktionen und Disjunktionen und mag diese nicht gehört also zur älteren Richtung des musikalischen Geschmacks; mehr für Mendelssohn, kontra Schönberg). Das alles war um so seltsamer, als jede Täuschung ausgeschlossen schien. Zweifler, die vermuteten, daß das Pferd durch geheime, den Zuschauern unmerkliche Zeichen seines Herrn oder vielleicht auch bloß durch irgend einen Klangwechsel in der Stimme seines Herrn gelenkt, wurden dadurch widerlegt und befehrt, daß Herr v. Osten sich entfernte und auch in seiner Abwesenheit das Experiment wildernden Leuten gelang. Es gelang freilich nicht immer, es gelang auch Herrn v. Osten selbst nicht immer; es kam vor, daß der Hengst versagte, es gab Tage, wo er nicht wollte oder unbegabte, kurz: indisponiert schien. Aber war nicht das gerade nur noch ein Beweis mehr dafür, daß man hier nicht irgend eine Dressur, sondern Proben wirklichen Denkens sah, das nun einmal kein Schwankungen und Veränderlichkeiten unterliegt? Gerade daß der Hengst sich auch verrechnen konnte, bejätigt das nicht erst recht, daß er wirklich selbst rechnete? So wuchs denn mit jedem neuen Versuch von Tag zu Tag der Ruf des Wundertieres in der Stadt. Es fehlte freilich auch an Begnern nicht. Einer schrieb: „Daß der Gaul wirklich menschlich denken und somit lesen und rechnen konnte war für einen Anhänger der christlichen Weltanschauung natürlich ausgeschlossen.“ Der Gaul sing also schon an, eine Frage der Weltanschauung zu werden, das gehört in Deutschland ja dazu; und so ängstlich sind da die Weltanschauungen, daß sie vor Er-

1) „Denkende Tiere.“ Beiträge zur Tierpsychologie auf Grund eigener Versuche von Karl Krall. Verlag von Friedrich Engelmann, Leipzig, 1912.

Für die Buweisung des Falles Prochaska an den Haager Schiedsgerichtshof.

Von Verrenhausmitglied Hofrat Professor Dr. Heinrich Zammach,

Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes.

Wien, 18. November.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, daß ich auf einen Modus der Lösung der Frage Prochaska aufmerksam mache, der bisher in Wien in der öffentlichen Diskussion nicht angedeutet worden ist. In Artikel 9 der Haager Konvention vom 18. Oktober 1907 haben die Mächte, unter ihnen auch Oesterreich-Ungarn und Serbien, folgendes vereinbart:

Titel III. Internationale Untersuchungskommissionen.

Artikel 9. „In Streitfällen internationalen Charakters, die weder die Ehre noch wesentliche Interessen berühren und aus einer Verschiedenheit der Auffassung über Tatsachen hervorgehen, halten es die Vertragsmächte für nützlich und wünschenswert, daß die Parteien, die sich auf diplomatischem Wege nicht einigen konnten, soweit dies die Umstände zulassen, eine internationale Untersuchungskommission einsetzen, die damit betraut ist, die Lösung dieser Streitfälle zu erleichtern, indem sie durch unparteiische und gewissenhafte Prüfung die Tatsachen aufklärt.“

Der Fall des Konsuls Prochaska ist geradezu ein Schulfall für die Anwendbarkeit dieser Norm. Es ist begreiflich, daß Oesterreich-Ungarn sich mit den serbischen Behauptungen, daß Konsul Prochaska seine Pflichten verletzt habe, nicht begnügt, und ebenso begreiflich, daß Serbien sich nicht damit begnügt, daß wir eine Pflichtverletzung dieses Funktionärs nicht für wahrscheinlich oder etwa sogar für ausgeschlossen halten. Ebenso begreiflich ist es, daß wir der Behauptung, aus militärischen Rücksichten sei jeder direkte Verkehr Prochaskas mit unserem Auswärtigen Amt unzulässig, keinen rechten Glauben schenken. Beide Behauptungen und Anschuldigungen bedürfen unparteiischer Untersuchung, wie sie eben die etwa aus Mitgliedern des Schiedsgerichtshofes im Haag zusammenzusetzende Untersuchungskommission, in der jedenfalls Angehörige unbeteiligter Staaten die Mehrheit bilden müssen, bieten würde.

Rußland und Großbritannien haben in dieser Weise ihren Konflikt hinsichtlich der Beschließung der englischen Fischerboote durch die Flotte Roschdestwensky's ausgetragen und Deutschland und Frankreich in ähnlicher Weise den Casablancahandel. Von beiden Fällen, dem Casablancafall wie dem Falle von Hull, hätte man eher sagen können, daß sie die nationale Ehre oder nationale Interessen berühren, als der Fall Prochaska. Haben irgendwelche Funktionäre des einen oder des anderen Staates gefehlt, so mögen sie dafür Tadel und Strafe erfahren. Ein Grund zum Kriege kann das im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr sein. Warum soll Oesterreich-Ungarn und Serbien jenem Beispiel nicht folgen? Würde Serbien das Anerbieten, das wir hinsichtlich einer solchen Untersuchung stellen, ablehnen, dann wüßten wir allerdings, wen die Schuld trifft.

Ergebenst

Professor Zammach.

Entscheidende Wendung in dem Konsularstreite bevorstehend.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Budapest, 18. November.

In den Kreisen der österreichischen Delegation hat sich gegen Mitternacht die Nachricht verbreitet, daß in der Angelegenheit des Konsuls Prochaska

in der aller kürzesten Zeit eine entscheidende Wendung bevorstehe.

Der Minister des Äußern dürfte in der allernächsten Zeit die Forderung, daß die von Serbien bisher verweigerte unmittelbare Verbindung mit dem Konsul Prochaska und den anderen Konsuln, die sich in den von Serbien besetzten Landesteilen befinden, zugelassen werde, mit Entschiedenheit in Belgrad vorbringen.

Wenn diese Forderung nicht erfüllt werden sollte, würde sich, wie die österreichischen Delegierten erzählen, die Krise zuspitzen und von wichtigen Folgen begleitet sein.

Ob die österreichische Delegation diese Nachricht aus amtlicher Quelle geschöpft hat oder ob die Meldung eine Folge der gespannten Situation ist, kann ich in der vorgerückten Nachtstunde nicht feststellen. Da jedoch die Meldung mit Bestimmtheit auftaucht und den allgemeinen Gesprächsstoff unter den Delegierten bildet, halte ich es für notwendig, sie hier mit dem unter solchen Verhältnissen selbstverständlichen Vorbehalt zu verzeichnen.

Fünzigtausend Türken in Monastir gefangen.

Wien, 18. November.

Ein schwerer Schlag hat heute die ohnehin schon so gebeugte Türkei betroffen. Eine Armee von fünfzigtausend Mann hat sich den Serben bei Monastir ergeben und diese Stadt, die Hauptstadt des Bilajets Monastir, der Kreuzungspunkt der Straßen, die nach Salonichi, nach Durazzo, nach Uesküb und nach Adrianopel führen, ist in serbischen Händen. Der Ort, wo die letzte Phase des Ottomanischen Reiches begann, wo Majid Bey nach der Verfallung in Resna die Fahne der Revolution entfaltete, ist nach einer Niederlage verloren worden, so erbarmungswürdig, so allen Traditionen türkischer Soldaten entgegengekehrt, daß man annehmen muß, Hunger und Durst, die unsäglichsten Qualen des Körpers, hätten die Truppen gelähmt und die Widerstandskraft im Innersten zerbrochen. Osman Pascha hatte bei seinen Kämpfen um Klewna nicht mehr als dreißigtausend Soldaten zur Verfügung. Selbst die französischen Kapitulationen bei Metz und Sedan wurden von Schlachten eingeleitet, bei denen höchste Tapferkeit, Heroismus und Wille zum Sieg auch von den Geschlagenen bekundet wurden. Jetzt ergeben sich fünfzigtausend Mann der Armee des türkischen Kronprinzen, ohne daß wir die gewaltige letzte Kraftanstrengung sehen, den Ausschrei wider Verzeihung vor der Resignation. Es ist nicht anders möglich und nicht anders denkbar. Der Körper hat über den Geist gesiegt. Die Qualen der Nahrunglosigkeit, des Abgeschnittenseins von jeder Hilfe, vielleicht auch ein wenig von jener orientalischen Ergebenheit in das Schicksal, all das hat über den Geist der Disziplin, der Vaterlandsliebe und des militärischen Stolzes gesiegt.

Moleskott hat gesagt: „Der Mensch ist, was er ißt“, und so ißt vielleicht auch die türkische Armee, da sie nichts zu essen hatte, eben zu — nichts geworden.

Die Türkei verliert mit einem Schlage eine ganze Armee. Es ist das letzte Heer außerhalb des Reiches von Konstantinopel, es ist die alte Barbararmee, die jetzt mit ihrem Führer Zeffi Pascha die Waffen streckt. Bei der Armee Zeffi Paschas zeigt sich so recht die gänzliche Unbereitschaft und der Mangel an jedem offensiven Geist, der jetzt in der Türkei herrscht. In vier Gruppen rüden die vereinigten Serben und Bulgaren gegen ihn los, und er mit seiner Armee, die man damals auf 80.000 Mann schätzte, hätte nur ein Napoleon sein müssen, um alle

Vorteile der inneren Linie ausnützen zu können. Allein diese Kraft, die Napoleon bei La Fere de Champinoye, bei der Brücke von Montmirail und bei Montereau siegreich bewies, diese Fähigkeit des bizarren Justoßens, des verwirrenden Hin und Her, der Scheinangriffe und der Scheinverteidigung, die den Gegner täuschen und beschäftigen sollen, diese Fähigkeit fehlte dem türkischen Kommandanten. Zwei Tage lang sah sozusagen ganz Europa auf ihn und wartete mit höchster Spannung auf jede Nachricht, die über einen Angriff, über eine offensive Unternehmung von seiner Seite berichtet hätte. Und da kam die große Enttäuschung. Zeffi Pascha tat nichts, um die Kolonnen, die in das Tal herunterstiegen, aufzuhalten. Er duldete ihr Debouchieren und ihre Vereinigung, und damit war eigentlich sein Schicksal besiegelt. Denn nur durch eine krampfhafteste letzte Anstrengung gelang es ihm, sich im letzten Moment bei Rumanowa von dem nachdrängenden Gegner zeitweilig zu befreien und sich über das Gebirge gegen Monastir zu flüchten. Aber es war nur eine kurze Rast. König Peter konnte in Uesküb einziehen und eines der wichtigsten Ziele des Krieges, die Eroberung der alten Hauptstadt Duschans des Großen, erreichen. Zeffi Pascha aber wurde jetzt nicht nur von den serbischen Truppen zurückgeschoben, von Süden her kamen die Griechen. Sie eroberten Salonichi, zerstörten seine Verbindungslinien nach dieser Stadt und fielen ihm in den Rücken. Und so, wie in einer Treibjagd, von allen Seiten gehetzt, umstellt und zugeschnürt, ist diesen fünfzigtausend, durch Niederlagen gebeugten und abgestumpften Truppen nichts übrig geblieben als der letzte traurige Ausweg: die Uebergabe.

Nun gehört der türkischen Armee nichts mehr als die Tschataldshalinie. Stutari und Adrianopel halten sich noch, und vielleicht werden die Serben jetzt ihre Truppen dorthin schicken, um hier wie bei Tschataldshah bei den Schlachten der Verbündeten mitzuwirken. Aber ist diese Tschataldshalinie wirklich noch ein Besitz, sind diese Soldaten dort noch zu dem Namen einer Armee zusammenzufassen? Alles Unglück, nicht nur das politische, nicht nur das militärische stürzt über die Türkei wie ein Krachen eines haufälligen, niederbrechenden Hauses. In Tschataldshah liegen Hunderte und Tausende krank, von Cholera getroffen, schleppen sich erbärmlich in ihren Schmerzen nach Konstantinopel, verbreiten überall, bis in die Hauptstadt, Schrecken und Grauel. Wie auf dem Bild von Stud reitet der Krieg erbarmungslos über ein unabherrschbares Feld von Leichen. . . Wie sehr man jetzt schon mit einer endgültigen Niederlage der Türken rechnet, geht aus folgender Tatsache hervor: Nicht weniger als zehntausend Mann fremder Truppen sind heute von den Kriegsschiffen gelandet worden, ein deutliches Zeichen, daß die europäischen Mächte und ihre Botschafter das Neueste für Konstantinopel befürchten.

Vor mehr als fünfhundert Jahren ist Suleiman Pascha als erster türkischer Feldherr in Europa eingedrungen. Der große Murad I. war es, der, nachdem er Adrianopel zur Hauptstadt erhob und Serbien und Bulgarien unterworfen hatte, auch Monastir eroberte. Jetzt herrscht in der Türkei die gedrückte, beinahe apathische Stimmung eines Auszuges aus Europa. Die Türkei hat innerlich beinahe schon auf ihren europaischen Besitzstand verzichtet. Sie muß fühlen, daß sie ihre alte Macht nicht mehr erhalten und bewahren kann. Sie sollte rasch die Konsequenzen ziehen und bald den Frieden schließen, den ihr die Sieger aufzwingen. Der Fall von Monastir ist ein Zeichen der gefährlichsten Schwäche. Die Schatten des Abends senken sich auf die alte Türkei.

erscheinungen erzittern. Und wie? War der heilige Franz, der die Tiere des Waldes seine Brüder genannt hat, kein Anhänger der christlichen Weltanschauung? Aber in diesem kritischen Augenblick gerade, bevor noch amtlich entschieden und dem denkenden Pferd kundgetan war, ob ein Pferd denn überhaupt ein Recht zu denken hat, traf es noch ein ärgeres Mißgeschick: es wurde von einer „wissenschaftlichen Kommission“ widerlegt.

Herr v. Osten wünschte selbst, daß die Leistungen seines Pferdes „wissenschaftlich geprüft“ werden sollten. Es gelang ihm, Herrn Geheimrat Stumpf, den Psychologen von Berliner Universität, dazu zu veranlassen. Der Geheimrat kam und erklärte zunächst (August 1904), hier liege „wirklich das Erstaunlichste vor, was je an Tierpädagogik vorgekommen“. Er hielt es nun für das Wichtigste, vor allem zu untersuchen, „ob bei den Vorführungen des Pferdes Tricks, das heißt beabsichtigte Hilfen oder Beeinflussungen stattfinden“. Diese Frage legt er einer Kommission vor, der der Zirkusdirektor Busch, Professor Heck, der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, sein Assistent Dr. Heinrich, Professor Nagel, der Leiter der Abteilung für Sinnesphysiologie am Physiologischen Institut der Berliner Universität, ferner ein Schulrat, ein Tierarzt, ein Hauptmann, ein Major und ein General angehören. Ein Gutachten dieser Kommission (vom 12. September) erklärt, daß Tricks oder Hilfen nicht angewendet werden und daß „die Methode des Herrn von Osten von Dressur wesentlich verschieden und dem Volksschulunterricht nachgebildet ist“. Ja es fügt ausdrücklich hinzu: „Durch die Gesamtheit dieser Beobachtungen wird nach der Meinung der Unterzeichneten sogar auch das Vorhandensein unabsichtlicher Reichen von der gegenwärtig bekannten Art ausgeschlossen.“ Und nun erst, da die Vorfrage nach „Tricks und Hilfsmitteln“ irgend einer herbeizubringen Art verneint ist, bildet der Geheimrat eine zweite Kommission „zur positiven Feststellung des Tatbestandes“. Er selbst leitet sie, einer seiner Assistenten ist Hr Schriftführer, ein anderer, Herr cand. phil. et med. Hstar Pfungst, stellt die Versuche an. Sie beobachtet das Pferd vom 13. Oktober bis zum 29. November und kommt zu dem Ergebnis, daß es nicht zählen, lesen und rechnen kann, sondern optische Hilfen bedarf, daß ihm aber diese Hilfen nicht absichtlich, nicht bewußt angeden werden, son-

dem „daß das Pferd im Laufe des langen Rechenunterrichtes gelernt haben muß, während seines Treuens immer genauer die kleinen Veränderungen der Körperhaltung, mit denen der Lehrer unbewußt die Ergebnisse seines eigenen Denkens begleitete, zu beachten und als Schlüsselzeichen zu benutzen“. Diesem Urteil stimmte nun auch Direktor Heck zu, ja selbst Schillings. Mit der Annahme „minimaler Bewegungen“, die dem Fragen selbst gar nicht bewußt, vom Pferde aber wahrgenommen werden (Dr. Albert Moll verglich den Vorgang mit dem Gedankenlesen Cumberlands, den auch die Versuchsperson, die scharf an den versteckten Gegenstand denkt, selbst unbewußt durch ihre unwillkürlichen Rudungen leitet), sahien das Rätsel gelöst, und der kluge Hans war erledigt. Eine Berliner Zeitung sprach das befreiende Schlüsselwort: Mumps!

Also hatte die „Wissenschaft“ gesprochen, der Fall war „erklärt“. Wirklich? Ich muß gestehen, daß mir das Gutachten der Kommission nichts erklärt, sondern bloß auf ein Rätsel mit einem anderen antwortet. Ich frage verwundert: Wie kann ein Pferd rechnen? Man erwidert mir: Es rechnet ja gar nicht, sondern scharf so lange, bis es durch „unabsichtliche minimale Kopfbewegungen des Experimentators“ veranlaßt wird, aufzuhören. Ich frage: Was sind das für Kopfbewegungen, von denen der Experimentator selbst nichts weiß? Man erwidert mir: Es sind „Entspannungsercheinungen“, der Experimentator erwartet zum Beispiel die Zahl Sieben, und wenn nun das Pferd zum siebentenmal scharf, löst die Entspannung einen winzigen Ruck des Experimentators aus, denn Sieben ist für ihn eine „affektbetonte Vorstellung“, und es gibt einen „innigen Zusammenhang zwischen affektbetonten Vorstellungen und der Körpermuskulatur“. Ich frage wieder: Worin bestehen diese Entspannungsercheinungen? Ich höre, sie sind verschieden, Gebungen des Kopfes, auch bloß der Augenbrauen, zuweilen Nasenrumpfen, je nach der besonderen Innervationsart; bei Herrn v. Osten sind es nach der Schätzung der wissenschaftlichen Kommission „kleine Rucke von höchstens ein fünfstel Millimeter“ gewesen. Nun haben doch ein paar tausend Menschen Herrn v. Osten beobachtet, die meisten zunächst skeptisch und irgend welche Hilfen vermutend. Wie kommt es, daß keiner diese „kleinen Rucke“ bemerkt hat, auch Schillings nicht, auch der Zirkusdirektor Busch nicht, auch Geheimrat

Stumpf nicht, niemand, nur Herr cand. phil. et med. Pfungst? Darauf antwortet mir die Wissenschaft: Solche minimale Rucke von höchstens ein fünfstel Millimeter kann man überhaupt erst „mit verfeinerten Hilfsmitteln“ wahrnehmen; dies konnte nur Herrn Pfungst gelingen, „dessen Beobachtungsfähigkeit (wie ihm im Gutachten der wissenschaftlichen Kommission ausdrücklich bescheinigt wird) durch Laboratoriumsversuche über kürzeste Gesichtseindrücke besonders geschärft ist“. Das Schlussergebnis meiner Fragen ist also, daß mich die Wissenschaft beruhigt, ich sei keineswegs genötigt, an das Wunder zu glauben, daß ein Pferd die Kenntnisse eines dreizehnjährigen Kindes haben könnte, da ja jetzt bewiesen sei, daß der kluge Hans einfach durch optische Hilfen gelenkt wurde, die aber nur ein Kandidat der Philosophie und Medizin wahrnehmen kann, dessen Beobachtungsfähigkeit durch Laboratoriumsversuche über kürzeste Gesichtseindrücke besonders geschärft ist.

Wieber gesteht man dem Tiere eine ganz unbegreifliche Kraft der Beobachtung als den geringsten Grad eigener Ueberlegung zu. Warum? Weil man jene noch als „Instinkt“ auszugeben hofft, diese aber würde doch eine „Intelligenz“ des Tieres voraussetzen! Davor schreit man zurück. Was aber ist denn „Instinkt“? Instinkt ist ein Wort, das sagt, daß wir nicht mehr weiter wissen. Instinkt ist der wissenschaftliche Name für unsere Ratlosigkeit. Dieser berühmte Instinkt der Tiere besteht hauptsächlich aus — falschen Beobachtungen der Menschen.

Wagweiller, der Gründer des Brüsseler Soziologischen Instituts, sagt: „Unter dem Einfluß solcher Männer wie Bertown in Deutschland, Giard in Frankreich und Loeb in den Vereinigten Staaten haben sich zahlreiche Forscher mit größtem Enthusiasmus auf die objektive Erforschung der „instinktiven“ Handlungen geworfen. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der das Wort „Instinkt“ selbst aus der wissenschaftlichen Terminologie verschwinden wird, ebenso wie Horror vacui aus der Physik und Lebenskraft aus der Physiologie verschwunden sind.“ Auch Alfred Russel Wallace hat aus seinen Beobachtungen der Vogelnester

*) Wagweiller: „Sur la modification des instincts sociaux.“ Ich zitiere nach Georges Bohn: „Die neue Tierpsychologie“. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Dr. Rose Theising. Verlag Veit & Cie., Leipzig 1912. Seite 106.

Serbien vor der Entscheidung.

Wien, 18. November.

Drei Ereignisse von hoher politischer Bedeutung bestimmen das Situationsbild des heutigen Tages: die Rede des Grafen Berchtold, der gemeinsame Schritt der diplomatischen Vertreter Deutschlands und Italiens in Belgrad, der sein Gegenstück in einer Erneuerung der Besöhnlichkeitsmahnungen der Ententemächte fand, und die Kapitulation von fünfzigtausend Türken in Monastir.

Was die Rede des Grafen Berchtold anlangt, so ist zu bemerken, daß sie trotz aller Zurückhaltung und Mäßigung im Ton keinen Zweifel darüber läßt, daß Oesterreich-Ungarn und Italien in der Meinung einig sind, daß Albanien die Autonomie erhalten soll. Der gemeinsame Minister des Aeußern hat auch in Aussicht gestellt, daß Oesterreich-Ungarn mit allem Nachdruck auf eine Klärung der Angelegenheit des Konsuls Prochaska dringen wird. Das ist um so nötiger, als auch der heutige Tag vergangen ist, ohne daß es der österreichisch-ungarischen Regierung gelungen wäre, mit dem Konsul in Przibrod in Berührung zu kommen. Außer der Versicherung des serbischen Ministerpräsidenten an die „Neue Freie Presse“, daß Konsul Prochaska wohlbehalten ist und daß kein Anlaß zur Beunruhigung gegeben liegt, liegt nichts vor, was Aufklärung über das Schicksal des Konsuls geben oder auch nur einen Fingerzeig bieten könnte, aus welchen Gründen die serbische Regierung oder vielmehr das serbische Oberkommando wider alles Völkerrecht seit drei Wochen den Konsul von jeder Verbindung mit seiner Regierung abgeschnitten hat.

Auch auf die Mitteilungen des österreichisch-ungarischen Gesandten v. Ugrova über die Erklärung der Monarchie zur albanesischen und zur Hafenfrage hat die serbische Regierung noch keine Antwort gegeben, und es wird behauptet, daß sie erst antworten will, wenn König Peter aus Ueskib wieder nach Belgrad zurückgekehrt sein wird. In dieser Richtung ist es von großer Bedeutung, daß der deutsche Gesandte und der italienische Geschäftsträger in Belgrad heute bei Herrn Pasic erschienen und keinen Zweifel darüber ließen, daß die Regierungen Deutschlands und Italiens den österreichischen Standpunkt durchaus teilen. Man ist in Belgrad sich jetzt wohl darüber klar, daß die Dreibundmächte durchaus eines Sinnes in Bezug auf die Dinge der Autonomie für Albanien sind, und das wird vielleicht die Entscheidung der serbischen Regierung erleichtern. Auch seitens der Ententemächte ist eine Kundgebung in der serbischen Hauptstadt erfolgt; die Vertreter Englands, Russlands und Frankreichs haben die Rat schläge ihrer Regierungen auf Versöhnlichkeit und Mäßigung erneuert. Damit ist heute also das ganze Europa in Belgrad vorstellig geworden, der Dreibund sowohl wie die Tripelentente, und es ist zu wünschen, daß die serbische Regierung auf die Anfragen des durch Deutschland und Italien unterstützten Oesterreich-Ungarn bald eine Antwort findet, welche den Mahnungen Russlands, Frankreichs und Englands entspricht.

Freilich wird man in Belgrad heute mehr an den Sieg der serbischen Waffen denken als an die Mahnungen Europas. Die Serben haben heute Monastir eingenommen und wie aus Belgrad gemeldet wird, fünfzigtausend türkische Soldaten gefangenengenommen. Eine ganze Armee unter der Führung eines so angesehenen Generals wie Fethi Pascha hat die Waffen gerückt, ein Vorgang, wie er seit dem deutsch-französischen Kriege nicht mehr zu verzeichnen war. Die Türkei hat im Westen von heute an nur mehr das hart bedrängte Skutari und Janina; sonst ist bis auf Adrianopel und bis zu der Tschatalaschalinie alles in den Händen der verbündeten Balkanstaaten. Von bulgarischer Seite wird der serbische Sieg in Monastir freilich

etwas anders dargestellt: es wird behauptet, daß Bulgaren und Serben zusammen Monastir eingenommen haben und daß nur 24.000 Mann die Waffen streckten. Auch darin läge eine große Katastrophe für die Türkei.

Man begreift unter diesen Umständen, daß die Pforte den Frieden will und sich nach dem vergeblichen Ansuchen um Mediation bei den Regierungen der Großmächte direkt an die europäischen Souveräne mit der Bitte um Vermittlung gewendet hat. Mögen bei Adrianopel und an der Tschatalaschalinie immerhin einiae Teilerfolge von den türkischen Truppen erlänzt worden sein, die militärische Lage ist für die Türkei verzweifelt, und zu der Depression, die sich der Pforte nach solchen Niederlagen bemächtigen mußte, kommt nun noch in Konstantinopel selbst der entsetzliche Gast, die Cholera. Sie ist nichts Ungewohntes in der osmanischen Hauptstadt, aber jetzt sind es Tausende, die von der juchzenden Seuche befallen werden, und ärger vielleicht, als die Kugeln des Feindes, haust die gräßliche Epidemie in den Reihen der türkischen Soldaten, die, schlecht versorgt, der Cholera noch weniger widerstehen können, als dem Ansturm der Bulgaren. In Konstantinopel selbst fordert die Seuche bereits ungezählte Opfer, und es ist begreiflich, daß die Hohe Pforte, erschüttert von dem Zusammenbruch der türkischen Armee, erschüttert von den inneren Umtrieben, die selbst in dieser furchtbaren ernsten Zeit nicht ruhen und die Landung von fremden Truppen notwendig gemacht haben, erschüttert von der Furcht vor dem unheimlichsten Feind der Menschheit, dem Massentod der asiatischen Cholera, um Frieden bittet.

Die serbische Hafenfrage.

Unterstützung des Standpunktes Oesterreich-Ungarns durch Deutschland und Italien.

Belgrad, 18. November.

Der deutsche Gesandte v. Griefinger und der italienische Geschäftsträger Minelli erschienen heute beim Ministerpräsidenten Pasic und gaben im Namen ihrer Regierungen identische Erklärungen ab, durch welche die Stellungnahme Oesterreich-Ungarns in der albanesischen Autonomiefrage unterstützt wird.

Eine Mahnung der Tripelentente an Serbien zur Mäßigung.

Rom, 18. November.

Ein Belgrader Telegramm der „Tribuna“ meldet, daß die Gesandten Frankreichs, Englands und Russlands gestern bei der serbischen Regierung ihre Rat schläge im Sinne der Mäßigung und Versöhnung erneuert haben.

Pasic' Antwort auf den Schritt der Dreibundmächte.

Belgrad, 18. November.

Ministerpräsident Pasic erwiderte auf die Vorstellungen der diplomatischen Vertreter Oesterreich-Ungarns, Deutschlands und Italiens, daß die Disjunktion über das türkische Vitorale an der Aoria auf jenen Zeitpunkt vertagt werden müßte, wo die definitiven Resultate des gegenwärtigen Konflikts zwischen Serbien und der Türkei ersichtlich sein werden.

Konsul Prochaska.

Ein serbisches Dementi.

Belgrad, 18. November.

Eine Nachricht über das österreichisch-ungarische Konsulat in Przibrod, insbesondere über eine angebliche

persönliche Vergewaltigung des Konsuls Prochaska und Verunglimpfung der österreichisch-ungarischen Flagge wird von amtlicher serbischer Seite als gänzlich unwahr bezeichnet. Die Flagge sei unberührt, der Konsul unbehelligt.

Einnahme von Monastir durch die Serben und Bulgaren.

(Telegramme der „Neuen Freien Presse“.)

Belgrad, 18. November.

Um 6 Uhr abends traf die Meldung ein, daß Monastir nach hartnäckigem Kampfe von serbischen Truppen eingenommen wurde.

Fünfzigtausend Türken wurden zu Gefangenen gemacht.

Sophia, 18. November.

Heute rückten die bulgarischen und die serbischen Truppen in Monastir ein, wo die Garnison, 24.000 Mann, kapitulierte.

Tapferer Widerstand der Türken.

(Telegramme der „Neuen Freien Presse“.)

Belgrad, 18. November.

Die Niederlage der türkischen Armee bei Monastir wird hier als eine katastrophale bezeichnet.

Fünfzigtausend türkische Soldaten mit dem gesamten Armeekommando, darunter die Generale Bekki Pascha und Fethi Pascha, wurden gefangenengenommen. Hiemit ist der türkische Widerstand in Macedonien gänzlich gebrochen.

Die türkischen Truppen kämpften zwei Tage mit Verzweiflung, mußten jedoch schließlich dem Ansturm der serbischen Armee weichen.

Die Rede des Grafen Berchtold.

Budapest, 18. November.

In der heutigen Sitzung der österreichischen Delegation ergriff der Minister des Aeußern Graf Berchtold das Wort und führte aus:

Ich will nicht die Präzision erheben, auf die vielen inhaltsreichen Reden zu reflektieren, welche im Laufe der Debatte über die auswärtige Politik gehalten worden sind. Es ist von mehr als einer Seite hervorgehoben worden, daß die Divergenz der hiebei zu Tage getretenen Anschauungen kein klares Bild erkennen läßt, das im stände sein könnte, dem verantwortlichen Minister seine Aufgabe zu erleichtern. Ich möchte dies nur bedingt gelten lassen. Denn in den wesentlichen Richtlinien meiner Politik glaube ich mich mit wenigen Ausnahmen im Einklang mit der hohen Delegation zu befinden. Es sind dies: das treue Festhalten an dem bestehenden, seitgegründeten Bundesverhältnis und die konsequente Verfolgung einer maßvollen, keine territoriale Expansion anstrebenden, aber unsere Interessen fest im Auge behaltenden Realpolitik. Die durch die Kriegereignisse geschaffene Situationsveränderung auf dem Balkan bringt es mit sich, daß wir uns mit der Rückwirkung, welche diese Ereignisse auf unsere Interessen nehmen dürften, beschäftigen müssen.

Es ist kein Grund vorhanden, zu zweifeln, daß seitens der Balkanstaaten in objektiver Einschätzung der Lage mit der hohen Bedeutung gerechnet wird, welche der Herstellung eines dauernden gesunden Verhältnisses mit der Nachbarmonarchie innewohnen würde. Die wiederholten Ausprägungen, welche ich kürzlich mit dem bulgarischen Kammerpräsidenten Danew geführt, haben mich in dieser Auffassung bestärkt und mir einen schätzenswerten Beweis geliefert von der klugen Politik, welche auch

geschloffen, daß alles, was wir als „instinktive“ Handlungen der Tiere anzusehen gewohnt sind, vom Tier erst „individuell erlernt“ werden muß. Was hat man uns nicht alles davon vorgefabelt, wie jeder Vogel, einer dunklen, aber unsehlichen inneren Gewißheit folgend, sich das Nest seiner Art baut, auch wenn er nie noch ein Nest gesehen hat! Eingebung des Instinkts, so sagt es einer dem anderen nach. Bis einem einmal einfällt, doch nachzuprüfen, ob es denn auch wahr sei. Da zeigt sich, daß es nicht wahr ist. Vögel, die in Gefangenschaft geboren werden, bauen keineswegs das charakteristische Nest ihrer Spezies, selbst dann nicht, wenn man ihnen das nötige Material zur Verfügung stellt.“¹⁾ Es zeigt sich, daß der Vogel erst lernen muß, sein Nest zu bauen. Und ebenso zeigt sich dem Beobachter auch, daß der Vogel erst singen lernen muß. „Junge Vögel, die niemals den Gesang von Artgenossen gehört haben, lassen diesen auch nicht ertönen, wohl aber ahmen sie sehr leicht den Gesang anderer Vögel, mit denen sie zufällig zusammenleben, nach.“²⁾ Und wenn wir Bienen und Wespen um die untrügliche Sicherheit bewundern und beneiden haben, mit der sie in ihr Nest zurückzufinden wissen, so stellt sich jetzt heraus, eifens, daß sie keineswegs untrügllich, und zweitens, daß sie erlernt ist, das Ergebnis einer planmäßigen Forderung. (Systematic study of the surroundings. sagt ein amerikanischer Forscher geradezu.) „Alle diese Beobachtungen zeigen, daß die individuellen Erfahrungen bei dem Wiederfinden des Nestes von größter Bedeutung sind und daß es sich nicht, wie man früher annahm, um einen rein erbten, angeborenen und unveränderlichen Instinkt handelt.“³⁾ So verdampft dem Beobachter der ganze Zauber des Instinkts, es war alles bloß Mythologie. Woraus aber freilich keineswegs folgt, daß man, wie manche Forscher jetzt nicht übel Lust zeigen, nun alles, was bisher Instinkt hieß, einfach auf Intellekt, der automatisch geworden wäre, zurückzuführen hätte. Die Sprache unterscheidet Instinkt und Intellekt. Und müge mir Feil Mauthner gnädig verzeihen: Ich meine noch immer, daß die Sprache von den Geheimnissen mehr weiß als unser armer Verstand.

„Instinkt ist Sympathie,“ hat Bergson⁴⁾ gesagt. Und er vergleicht ihn mit der Kraft des Künstlers, der sich auch „durch eine Art Sympathie ins Innere des Gegenstandes verzieht.“ Dieser Vergleich hilft mir noch am ehesten, mir vorzustellen, was in der Wespe vorgehen mag, wenn sie den Weg ins Nest sucht: auch sie findet sich, ohne Denktätigkeit, „durch eine Art Sympathie“ zurecht. Sie muß es freilich erst lernen, proben, üben, aber dies ist kein Lernen oder Ueben des Verstandes, sondern eben jener selbstamen Fähigkeit, aus sich selbst ins Andere zu dringen und sich in die Welt einzufühlen. In dieser Fähigkeit besitzt sie die Welt (wie Goethe gern vom Künstler sagte) „gleichsam durch Antizipation“, durch sie ist sie fortwährend schon in Erwartung der Welt. Wird diese Erwartung erfüllt, dadurch daß im Tier irgendetwas das chemische Gleichgewicht gestört wird, dann erwacht diese Fähigkeit (die, das sei wiederholt, keine intellektuelle ist). Instinkt ist Sympathie. Aber auch Genie ist nichts als Sympathie. So verknüpfen sich Anfang und Ende. „Durch Mitleid wissend“, findet die Wespe ihr Nest, findet der Mensch seinen Gott.

Uebrigens, ob wir es Instinkt oder Intellekt nennen wollen, mit welchen Worten wir es doch immer mehr bezeichnen als erklären, ob wir uns dazu berechtigt glauben oder davor zurückschaudern, zu sagen, der kluge Hans „denke“, das ist müßiger Janz. Auch wenn das Gutachten der wissenschaftlichen Kommission recht hätte, daß er weder lesen noch rechnen kann, sondern nur aus ganz winzigen, uns unmerklichen Bewegungen den Willen seines Herrn ertit, so wäre schon allein diese Begabung des Tieres, so sehr auf seinen Herrn einzugehen, höchst wunderbar. Aber Herr Karl Krall will beweisen können, daß jenes Gutachten irrt. Er hat nun vorgezeigt, daß das Tier den Fragen überhaupt gar nicht folgen kann; ja er hat sogar versucht, die Fragen telephonisch zu stellen. Und er macht seine Versuche jetzt nicht bloß mit dem klugen Hans, sondern auch noch mit zwei anderen Hengsten. Er hat diese so weit gebracht, daß sie sich beide „bei guter Laune selbständig in Sätzen äußern.“ Er versichert: „Die finnigemäße

Anwendung eines Begriffes auf neue Dinge beweist, daß ihnen die Bedeutung der von ihnen angegebenen Wörter durchaus klar ist.“ Er fragt zum Beispiel einmal den einen Hengst Muhamed, warum Zarif, der andere, heute nicht lieb ist. Muhamed antwortet scharrend: weil vaul isd. Und weiter befragt, was man denn machen soll, damit Zarif „lieb“ wird, antwortet er prompt: schläg habn. Ein andermal ist Muhamed selbst nicht „lieb“, er soll addieren und bringt durchaus die geforderte Zahl, 28, nicht. Nichts hilft, er bleibt störrisch. Nächsten Tag fragt man ihn: Was wolltest du gestern nicht machen? Er antwortet gleich: 28. Man fragt ihn weiter: Warum wolltest du nicht? Er gesteht: weil ganz faul war. Und wieder befragt: Warum warst du faul?, fügt er hinzu: weil ig bö, kein Lust hab. Alle diese Antworten werden durch Scharen buchstabiert. Aber Herr Krall hat dann auch versucht, die Tiere wirklich sprechen zu lehren. Er sprach ihnen den Laut a vor, „aber obgleich sie, wie man deutlich wahrnehmen konnte, sehr schnell begriffen hatten, daß sie nicht wiehern, sondern den vorgesprochenen Laut nachbilden sollten, ist es ihnen bis jetzt noch nicht gelungen.“ Muhamed gab sich die größte Mühe, doch ohne Erfolg. Schließlich buchstabierte er scharrend: ig hō kein gud šdim. Auch Zarif gab sich redliche Mühe, sprechen zu lernen. Um ihm den Vorgang zu verdeutlichen, hatte Dr. Schoeller einen Pferdelopf mit offenem Munde an die Tafel gezeichnet und davor den Laut a geschrieben. Nach vielen vergeblichen Sprechbemühungen hörte Zarif damit auf, ging an das Brettbrett und klopfte: aug b gbn ferd davel (das heißt auch Brot geben Pferd Tafel), womit er wahrscheinlich meinte, das Pferd an der Tafel müsse zur Belohnung für das Aussprechen des a ebenfalls ein Stück Brot erhalten.

Wer jemals seinem Hund etwas erzählt und dabei in die zuhörenden Augen des treuen Tieres geschaut oder aber den Blick eines gepeinigten Pferdes um Hilfe rufen gesehen hat, läßt es sich nicht nehmen, daß wir mit den Tieren innerlich irgend eine Gemeinsamkeit haben. Er versteht das Tier und zweifelt nicht, daß auch das Tier ihn versteht. Achill spricht mit seinem Streitross, das ihm den nahen Tod weissagt, Wotan sjaat seine Raben aus und der heilige Hieronymus traut sich seines lauten Löwen.

¹⁾ Ebenda Seite 116.
²⁾ Ebenda Seite 118.
³⁾ Ebenda Seite 88.

⁴⁾ „Sphärische Entwicklung.“ Eugen Diederichs, Sena 1912. S. 181.